

vermitteln willens ist, der muß ein ausgezeichnete Kenner der Heimat sein. Heimatkenntnis aber fliegt vor allem dem nicht spielend bei, den amtliche Weisung einer Heimat zuführte, in der nicht seine Wiege stand. Aber auch in dieser seiner zweiten Heimat fordert die Pflicht von ihm Erfüllung. Darum: Wer an einem fremden Wirkungsort dem Willen des Gesetzes folgen will, muß Heimatforscher werden. Dabei tun ihm **F ü h r e r** not. Und solche Führer sind ihm Stammesbünde und deren Zeitschriften.

Es gibt ja Leute, die in den Stammesverbänden Gefahren sehen für die Volkseinheit, wie sie ja auch in der Heimatgeschichtspflege Kirchturmsgeschichte zu erblicken glaubten. Ihnen gegenüber helfen alle Beteuerungen der maßgebenden Persönlichkeiten in diesen Stammesbünden nichts, da sie ja nicht überzeugt werden wollen. Doch mancher dieser Kämpen für eine „echte Volkseinheit“ gab schon seinen Widerstand auf, wenn das Bundesblatt ihm seine Spalten öffnete. Ob solche Gegner einzusehen vermögen, daß „aus den vielen Einzelzügen, die die Pflege und Betrachtung der engeren Heimat uns liefert, das Bild der einen deutschen Heimat erwächst?“ Daß das Kleinbild zum großen Ganzen, die Dorfgemeinschaft über die Stammesgemeinschaft zur Volksgemeinschaft führt?

Wir wissen es nicht, ob wir solche Einsicht erhoffen dürfen; wir wissen aber, daß es den Stammesverbänden ferne liegt, durch stete Betonung der Stammeseigenart und Pflege heimatlichen Volkstums die Geschlossenheit der Volksgemeinschaft zu stören. Das Gegenteil zu erreichen ist Sinn und Ziel ihrer Bestrebungen.

Und wenn nun unser „Frankenbund“ der Schule hilfreiche Hand bieten will bei Bereitstellung heimatlicher Bildungstoffe, so wollen wir Lehrer der Jugend es freudig begrüßen. Zum freudigen Gutheißen gehört aber auch die freudige Mitbetätigung am Werke. Dazu sei mit diesen Zeilen die Lehrerschaft aufgerufen. Ihre Unterstützung der Ziele des Frankenbundes wird der heimatlichen Schule zu nutz und frommen sein.

Fränkisches Schibboleth

Von Peter Schneider

Ich erinnere mich noch gut, es war vor zwanzig Jahren und wir saßen am Biertisch, am „Lateinischen Tisch“ im „Polarbären“ zu Bamberg, da kam von ungefähr das Gespräch auf die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Altbayern und Oberpfälzern. Und nachdem schon mit tiefergründiger Gelehrsamkeit festgestellt worden war, daß die Oberpfälzer zwar stammlich gemischt, in Sprache und Volkstum jedoch vorwiegend bajuvarisch seien, wurde von einem geborenen Oberpfälzer noch gesagt, daß er die Gemeinsamkeit der Herkunft von Altbayern und Oberpfälzern durch den gemeinsamen Gebrauch des Schimpfwortes „*Vatir!*“ erwiesen halte; das bedeute soviel wie „*kleiner Latiner*“ und sei eine Erinnerung an die Völkerwanderungszeit, in der die Bajuwaren mit den Römern bekannt geworden seien. „Also ein bajuvarisches Schibboleth!“ sprach einer der Tischgenossen. Das stimmte nun zwar nicht ganz; denn „*Schibboleth*“ (= *Ahre*) war, in dieser Aussprache, ein Erkennungszeichen der Galaaditer,

während die Ephraimiten, die das „Sch“ nicht aussprechen konnten, zu ihrem Nachteil an der Aussprache „Sibboleth“ erkannt wurden (Buch der Richter 12, 5—6); „Latirl“ aber wäre eher als ein „Zeitwort“ des bajawarischen Stammes zu bezeichnen gewesen. Doch blieb man an unserem Biertisch bei dem Vergleich mit dem Schibboleth des Alten Testaments, und es dauerte nicht lange, da sagte eben jener Oberpfälzer: „Wenn nur die Frankēn auch ein solches gemeinsames Sprachmerkmal hätten! Aber es ist keines da. Jede fränkische Landschaft spricht in jeder Hinsicht anders.“ Ich war damals im Augenblick nicht gewappnet genug um diesen Ausspruch zu widerlegen; doch fühlte ich, daß er nicht richtig sei. Später fand ich bei einigem Nachdenken, daß man die Mainfranken doch an gemeinsamen Eigentümlichkeiten ihrer Sprache erkennen könne. Wer ein feines Ohr hätte, würde sie ja am Tonfall erkennen; der Ton macht die Musik; ich will aber von deutlicheren Eigentümlichkeiten sprechen.

Und da ist denn etwas sehr Bezeichnendes für die fränkischen Leute, daß sie nicht in den Garten, in die Kirche, ins Wirtshaus gehen, sondern ne in Garten, ne i die Kirche, ne is Wirtshaus! Diese Ausdrucksform herrscht vom Speßart bis zum Frankenwald unbedingt; im Westspeßartgebiet findet sich daneben noch das „in“, vom Bayreuther Land werden wir unten noch sprechen. Dieser Ersatz des Verhältniswortes „in“ ist sehr bemerkenswert. Er ist voller, er ist altertümlicher als der schriftdeutsche Gebrauch; er ist an Wirkung etwa mit dem schweren lateinischen „circum“ gegenüber dem leichteren, farblosen „per“ zu vergleichen. Natürlich ist „nei“ nichts anderes als „hinein“, und der Franke sagt tatsächlich: „hinein den Garten, hinein die Kirche, hinein das Wirtshaus.“ Die fränkische Mundart gebraucht also einen im Schriftdeutschen nur mehr als Umstandswort gebräuchlichen Ausdruck auch als Verhältniswort, und dies sollte aus der Mundart nicht verschwinden; ich glaube, die Gefahr des Verschwindens ist auch vorderhand noch gering.

Aber da sagt mir einer: „Halt, für die Markgrafschaft Bayreuth gilt dieses Schibboleth nicht. Der Bayreuther geht „in die Pfiffä“: vergl. „Bauchscheherla“ von Friedrich Einsiedel in der Geschichte „Die beste Leeghenna.“ — Gemach! Man beachte hier wieder einmal das außerordentlich feine Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Freilich: in die Pfiffer, d. i. „aufs Pfiffersuchen!“ Hier hat das „in“ eine ganz andere Bedeutung und Anwendung als wenn ich sage „in den Wald.“ Und richtig heißt es auch bei Einsiedel in der gleichen Geschichte: „Dann hob i mi ne i mein Lehnstuhl g'schmißn.“ Und ferner eine Seite weiter: „Dann sen mer wider weiter ganga in Waold ne i.“ Das „nei“ muß dabei sein; hier nachgestellt; oder aber ganz voraus: „Er langt ne i in sein Busen.“

Läßt sich nun hier wenigstens in den Randgebieten Ostfrankens ein gewisses Schwanken beobachten, so wird die Einheitlichkeit ganz rührend bei der berühmten Mehrzahlform unseres treuesten Haustieres. Denn in Franken bellen, beißen und laufen ja keine „Hunde“, sondern „Hünd“ (im Westspeßart wie im Markgrafenland entrundet in „Sind“!). O dieses köstliche fränkische Hünd! Wir haben schon Andersstämmige gesagt, daß sie beim erstmaligen Hören dieses Plurals förmlich in die Höhe gehüpft seien. Das „Hünd“ gehört natürlich in die Reihe der fränkischen Mehrzahlbildungen, die die volle Wucht und Kraft des i = Umlauts verkünden;

es ist aber das auffallendste Beispiel. Möchten die fränkischen Hünd noch recht lange bei diesem ihrem Schibboleth bleiben!

Aber auch hier beobachte man wieder das ungemein feine, oft unheimliche Sprach- und Unterscheidungsgefühl der Mundarten. Wie deutlich klingt mir noch in den Ohren die andere Mehrzahlform, die ich als kleiner Bub von Männern des Volkes im Zorn sagen hörte: „Die Hund, die elenden!“ Hier könnte einer, dem die Gabe der sogenannten höheren Kritik versagt wäre, arg in die Irre gehen; er könnte sagen: „Aha, in Bamberg deutliche Spur des bayerischen Einflusses: Die Hund!“ Aber dies wäre weit gefehlt. „Hund“ in dieser Anwendung ist sicher zu erklären aus dem bestimmten Gefühl des Volkes, daß das Wort Hund hier als Metapher (Gleichnis) verwendet wird und daher die gewöhnliche Mehrzahlform nicht verträgt. Zugleich klingt „die Hund“ voller, wuchtiger als die umgelautete Form und konnte sich daher gerade in dieser Anwendung erhalten.

So behaupte ich denn: Wir Franken haben gemeinsame Erkennungszeichen unserer Sprache. Aber, aber! Gesezt den Fall, es lauerten heute an den Furten eines Flusses die Männer eines feindlichen Heeres fliehenden Franken auf und fragten sie, um sie auf die Probe zu stellen: „Was sind das dort für Tiere?“ — so würden viele Franken sagen: „Das sind Hunde!“ Damit würden sie ja ihr Leben retten, aber sie würden zugleich auch bekunden, daß der neue Mensch von Jugend auf zwei Sprachen lernt und gebraucht, seine Muttersprache, das ist die Mundart, und seine Vatersprache, das ist die amtliche Sprache seines Vaterlandes, die Schriftsprache. Die alten Ephraimiten waren von solcher Doppelsprachigkeit noch unberührt; es ist ihnen schlecht bekommen.

Wotan

Da die Volksagen zum allerwertvollsten Gut des Volkes gehören, wollen wir von jetzt an öfters echte Proben davon aus dem ungemein großen Sagenschatz des fränkischen Volkes bringen und heute mit ein paar Sagen beginnen, die immer noch deutlich genug von dem alten fränkischen Stammesgott Wotan künden. Die Sagen sind entnommen aus Gleichmann-Schneider, „Von Geistern umwittert“, Oberfränkische Volksagen, 1927, H. B. Schulze, Bichtenfels. Wotan erscheint hier wie auch sonst als Wilder Jäger, als Verfolger des Holzweltchens (der Sturmwind verfolgt die Windsbraut!), aber auch durch christlichen Einfluß in den Gottseibeiuns verunstaltet, als Seelengeleiter (= dem altgriechischen Hermes!) und als „Seelenvertrager“; denn auch die „frommen Feilenhauer“ des Fichtelgebirges sind eine volkstümliche und hier ehrenvolle Umhüllung des alten Gottes. Man steht, weils weite Ausichten ein paar scheinbar harmlose Volksagen eröffnen. Wenn wir heute und von jetzt an in kurzen Worten die Wissenschaft über das alte Sagengut sprechen lassen, so will damit freilich nicht gesagt sein, daß etwa der Lehrer bei der Darbietung der Sagen seinen Hörern durch wissenschaftliche Erklärungen die Naivität des Empfangens nehmen soll; aber wissen muß er, was dahintersteht. D. Schriftl.

Der wilde Jäger im Fichtelgebirge

Der wilde Jäger, der sich früher das ganze Fichtelgebirge zur Ausübung der wilden Jagd erkoren hatte, ist dort seit längerer Zeit verschwunden. Wenn er in der Nacht mit seiner Meute daher jagte, hörte man ihn schon von ferne „Huhaha huhaha!“ rufen, worauf sofort die vielen kleinen Hunde, die ihn begleiteten, kläffend einstimmten.

Als dort der wilde Jäger in der Münchberger Gegend einmal am Tage über ein Feld nahe am Walde dahin jagte und dabei unaufhörlich „Huhaha huhaha“ schrie, rief der Besitzer des Waldes: „Hör auf mit dein

Geschrei; diech kennt mer so scho; schieß mer lieber aa wos miet, der Wald gehört ja so mei!" Als der Bauer am nächsten Tage sein Hofstor öffnete, hing ein bluttriefender Pferdekopf daran, der obendrein noch Hörner hatte. Der eigenartige Pferdekopf wurde sofort verbrannt. Aber so oft sich die betreffende Nacht jährte, sah man am Hofstore in der Geisterstunde vom ersten bis zum letzten Schläge den verbrannten blutenden Pferdekopf hängen, der zugleich ein entsetzliches Wiehern hören ließ.

Die graufige Überfahrt

Wu ann die Überfohrt iewern Maa auhn Weg nooch Kloster Banz brengt, hott amoll a Fährmoh ghaust. Der hott sich ower scho mit 51 Johr zer Ruh gsetzt. Wenn mern nooch der Ursach gfrogt hott, hotter a ganz tries (trübes) Gesicht gemacht, hott die Maullöffzn (Lippen) henkn lossn und hott derzehlt: „Mei Fährmonnsleben hott mich gfreit wie nix sunst auf der Welt, bis mer amoll wos gepassiert is, daß ich geglaubt ho, ich bi ve Gott verlossn. Wie ich amoll mühemaott auf Federhausn zu bi und mich gemietlich auf mein Schtruhsook ausgschtreckt ho, schreits wies wilda Geisterheer: „Hull iewer, hull iewer!“ Sowie ich mersch aweng kumod (bequem) machn will, kimmt glei es Sondmönnsla und schreit mer Sond nei die Nang; die hettn aa scho ball Schtaiperla (Säulen) gebraucht und der Schloof hott mich scho ben Schlassittich fatt. Wies ower nuch amoll schreit „hull iewer, hull iewer, es is pressant“ — do denk ich es is die Polizei und mach mich ganz schloofstaab auf die Soehn und fohr mit mein Schifflla umanand. Es wor rappelfinster, mer hott die Hend net vorn Nanga gsehng. Ower wie ich glücklich niewer kumma bi ho ich ve Wut ner so gepfuchzt. Mei Latern is auf aamoll ausgelöscht und weitebraat wor fa menschliche Seel ze sehng. Wie ich hortig gschwind Feierzeig und Zunder aus der Huusntaschn nimm, is wie wenn ich lauter Dooma (Daumen) hett, — alles zwaa isn Maa nochernanner nuntergschwumma. Ich bi doch scho be jedn Sauwetter hinnauidder gfohrn und nett amoll in verwichna Johr ze der Haisaigera (7 Brüder), wus wie mit Namern (Eimern) gschütt hott und numer gemaant hott die Welt geht unter, is mer so wos gepassiert. Des is Zeit vernarrn ghaltu denk ich und krieg an mords Piek (Piek = Zorn). So a Schweefsbanda so a niederträchtiga! — Ich denk be mir, worum sollsta alsfortla (immerzu) bei Zeit verplempern (vergeuden) und dich frozzeln lossn, scheige widder ei und will auf Haamet zu. Ower heiliger Schtruhsook! Auf aamoll frögt: „Fährmoh bist parat? mir senn 4 Jäger und hamn Wilpert derbei.“ Wie ich gsogt ho, daß sa selwer Feierzeig machn solln, dermit ichn Fährloh sehng foo, tutts an welts Pflatschera und Hoosn auf Hoosn kimmt iewer mich gslung. Derbei hotts so graufig gelacht, daß mersch eiskalt in Buckl nuntergelooffn is. Wie mer ans Fährhaus kumma senn hott ze meiner Hegenfreid a Latern gebrennt, ower derbei ho ich immer nuch a Heidnangst vor denn uheimlinga Fohrgöfkn fatt. Der Loh hott mer ez nix mer verschlong, ich wor ner fruh, daß ich die Göst ohgebraacht ho. Ower Prostemaohlzeit! — Die Jäger senn mer auf haasn Fuß nooch ins Haus nei, sie hettn mit mir ze redn, hamn sa gsogt. Es Schifflla wor zen überknappn vull gepfropft und do sollst da aa an richting Loh krieng. — Do is mersch siedhaaf durch alla Knochn ganga, wall ich scho iewerschich genuug fatt ho; ower ich ho derhaln mei Maul nett ge-

pöört (nicht unhöflich geantwortet) und ho ner fort genittlt und genittlt (hin und her bewegt) bis ich die Tür aufgebraocht ho. In der Schtum hamm sa a Pergament auhn Tisch gelegt. Mei Fraa hott graad es Gebet- buuch aufgeschlong und wall sa gemaant hott des kennnt schlechta Kerl saa, hott sa laut gebett: „Dreieiniger Gott beschütze uns vor bösen Geistern, nimm du dem Teufel alle Macht, sei du allein nur Meister!“ Do hott der aa an schauerlichn Fluch gebläfft (geschrien) daß ann dorch Markterbaa ganga is und des wor der leibhaftig Teisl wu sich in a Gewand vo an Jäger gschteckt hott. Die drei annern Opfer hottet sich als Brootn dergattert (außersehen) latt. Des ganz Jährmohshaisla wor vuller Schwefel- dampf und Gschtaonk. Mei Fraa hott sich in an Trumm fort bekreizt, ich selwer wor wie ve der Welt weck. Als Zaang, daß mersch nett ewer getraamt hott, worsch (war es) Pergament noch auhn Tisch geleng, do hamm mir zwuu unnera arma Seeln nei schreiben solln. — Wie ich widder ze mir kumma bin, hott scho der Doog gegraut und ho mich glei ze aller- erscht nooch mein Schiffla umgeguckt. Do is vo mir a Kumeraad drinn geleng, denn wor es Genack (Genick) umgedreht. Wie ich ve Grausn gepackt mich ze gleing Füüßn auf die Soehn gemacht ho und bi haam gsattert (gelaufen), kimmt a Jäger mit an Pseerfuuß, an Schlapphut und aner feierruutn Gookerfedern drauf und kettlt es Schiffla oo, gibtn an Schtuuß und hosta mich gsehng — föhrter n Maa nochernanner nunter. Wie ich gsozt ho: „Alla guhn Geister lobn Gott den Herrn!“ hott der Gott- seibeius noch ve weith an höllischn Lachera getoo. Und vor meina Füüß jenn auhn Schtaa vier funklinoklinea Dufootn geleng. Ich ho glei n Herrn Raploo ghullt, daß der die Sach beschaut hott. Wie er ower es Geld nehma wollt, hott er sich die Händ verbrennt, und noch derzu in Schtaa wor die Zohl mit Johr und Tog egebrennt. — Sell wor mei lezta Fohrt, die hott mer an Knietischer gehm. Ich bi ve dort wedgezuung und mich brächtn taana 10 Pseer mehr oo denn grauslichn Ort. Dort soo mer noch nooch hunnert Johrna sehng wu jeder Dufootn geleng war.“ —

Der geisterbannende Feilenhauer

Von den Feilenhauern hörte man in früherer Zeit sehr viel erzählen; diese Männer umspann ein großer Sagenkreis. In der Gegenwart er- innert sich fast niemand mehr dieser früher nur mit Ehrfurcht und aber- gläubischer Scheu genannten Menschen. Nach dem Volksglauben waren alle Feilenhauer ohne Ausnahme fromme, gottesfürchtige Menschen, die keine Sünde an sich herankommen ließen. Die Feilenhauer haßten die Lüge wie die schwerste Sünde und das Eigentum ihrer Nebenmenschen war ihnen heilig. Auch waren es durchwegs sehr fleißige Menschen. Sie hatten nur den wohl auch verzeihlichen Fehler, daß sie sich ihre geheimnis- volle Arbeit, die sie stets nur in der Nacht verrichteten, sehr gut bezahlen ließen. Ihre Frömmigkeit war der Grund, daß sie die Macht hatten, Geister zu bannen. Sie trugen die unliebsamen Geister in einem eigens dazu gehörigen Ranzen gegen hohe Bezahlung ins Fichtelgebirge, in der Nähe des Ochsenkopfes an eine Stelle, die im dichtesten Buschwerk durch Felsen- grotten gekennzeichnet war. Kam ein Feilenhauer dorthin, während er in seinem Ranzen den genannten Geist trug, so zeigte sich eine größere Öffnung, welche für andere Menschen unsichtbar blieb. Bekanntlich wurden

auch früher von den Geisterbannern die grauen Männchen oder Pülpala ins Fichtelgebirge gebracht. Es war dies angeblich der einzige Ort, wo man sicher war, für immer von ihnen befreit zu sein. Die Sage berichtet, daß das Fichtelgebirge und hauptsächlich die Nähe des Ochsenkopfes die einstige Heimat der herumgeistern den grauen Männchen war. Sowie ein derartiges Wesen über die Grenze des Fichtelgebirges gebracht wurde, so mußte es dort bleiben. Wo es also Geister oder Gespenster zu arg trieben, da holte man den Feilenhauer, damit dieser den Geist banne und vertrage, vorausgesetzt, daß es reiche Leute waren, bei denen es spukte. Arme Leute mußten ihren Geist behalten. Bei diesem Geschäft gingen oft ein paar Ochsen darauf. Bezahlten die von dem Geist gequälten Leute nicht genug, so trugen die Feilenhauer wohl den Geist fort, aber nicht über die Grenze des Fichtelgebirges, und da sie nur in diesem gebannt bleiben mußten, so kamen sie meist bald wieder und das große Geldopfer mußte doch noch gebracht werden.

Einst kam ein gestorbener Bauer auch wieder zu den Seinigen zurück, immer in der Nacht von halb zwölf bis zwölf Uhr. Wenn die Zeit herankam, wurde das Vieh im Stalle schon vorher unruhig, denn der Herr des Hauses kam wie früher bei Lebzeiten in alten Kleidern in den Stall, löste das Vieh von der Kette und ritt auf demselben wie besessen im Stalle herum. Die Bäuerin und ihre Tochter wagten nicht einen Geisterbanner zu holen, um sich durch diesen von dem Bauern befreien zu lassen: aber der Bräutigam der Tochter, dem diese wiederholt ihre Not klagte, brachte das Opfer. Er versprach dem Feilenhauer fünfzehn Karlin zu bezahlen, wenn er ihn selbst mitgehen lasse, während er den Bauer an Ort und Stelle bringe. Der Feilenhauer ging darauf ein, nachdem er dem jungen Mann das Versprechen abgenommen, auf dem Hinweg keine Silbe zu reden, weil sonst alles umsonst wäre. Auf dem Heimweg dagegen sei jedes Reden erlaubt. Er sagte auch noch: „Wenn wir an Ort und Stelle sind und du willst sehen, was alles in dem großen Loch ist, in das ich den Bauern hineinwerfe, so kann dies nur geschehen, wenn du mich in dem Augenblick auf die große Zehe meines rechten Fußes trittst.“ Der junge Mann versprach alles und beide gingen fast einen ganzen Tag, obgleich sie schon vor Sonnenaufgang von Hause fortgingen. Was der Begleiter des Feilenhauers jenesmal gesehen hat, spottet jeder Beschreibung: er sah in dem bewußten Loch Menschen und Tiere in allen möglichen und unmöglichen Gestalten. Auch ein Vetter des Bräutigams wollte seine Neugier befriedigen und ging zu diesem Zwecke einmal mit dem Feilenhauer nach dem bewußten Platz. Bei seiner Heimkehr wurde er jedoch sehr krank und seine Familie hat nie aus ihm herausgebracht, was er dort gesehen hatte. Dagegen versicherte er, daß fünfzehn Karlin nicht zu viel wären für eine solche Arbeit.

Wenn die Feilenhauer auf ihrer oft weiten Reise Hunger bekamen und diesen durch eine aus dem Felde entnommene Kohlrübe zu stillen suchten, so legten sie jedesmal einen Groschen in Papier gewickelt an die leere Stelle, damit es nicht gestohlenes Gut war. Sooft nun ein Bauer auf seinem Acker einen eingewickelten Groschen an Stelle einer Rübe fand, sagte er jedesmal überzeugt: „Aha, doo hott der Faalnhauer widder amoll ann vertroong.“